

Ungleichheit aufgrund ethnischer Herkunft ist im Bildungsbereich, auf dem Arbeitsmarkt, in den Medien und in der Gesetzgebung verankert. Da es schwierig ist, in einer institutionell auf Ungleichheit gründenden Gesellschaft anders zu denken und zu handeln und an der Vision von Gleichberechtigung festzuhalten, kann man auch von der „Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein“ (Annita Kalpaka/Nora Räthzel), sprechen.

“Der Begriff ‚institutioneller Rassismus‘ soll deutlich machen, dass rassistische Denk- und Handlungsweisen nicht Sache der persönlichen Einstellungen von Individuen, sondern in der Organisation des gesellschaftlichen Miteinanders verortet sind, welche die Angehörigen der eigenen Gruppe systematisch gegenüber den Nicht-Dazugehörigen privilegieren. Indem man sich solchen Bedingungen anpasst, die einen gegenüber anderen bevorzugen, beteiligt man sich an deren Diskriminierung, ohne dass persönliche Vorurteile im Spiel sein müssen.“ (Ute Osterkamp)

Rassismus statt Ausländerfeindlichkeit

Was in anderen Ländern „Rassismus“ genannt wird, wird in Deutschland meist als „Ausländerfeindlichkeit“ bezeichnet. Aber der Begriff „Ausländerfeindlichkeit“ verschleiert, dass nicht alle „Ausländer“ gleichermaßen diskriminiert werden und nicht alle, die rassistisch diskriminiert werden, „Ausländer“ sind. Deshalb ist es zutreffender, von „Rassismus“ statt von „Ausländerfeindlichkeit“ zu sprechen.

Melinda ist hier geboren, hat einen deutschen Pass, wird aber trotzdem als „Ausländerin“ diskriminiert. Hasan hat auch einen deutschen Pass, wird aber regelmäßig an der Grenze kontrolliert. Wer ist „Ausländer“? Und was heißt „Feindlichkeit“? Unter Rassismus fallen nicht nur bewusst feindliche Handlungen, sondern auch verdeckte und oft sogar unbeabsichtigte Formen rassistischer Diskriminierung. So, wenn Melinda Musikalität unterstellt wird, weil sie als Schwarze doch den „Rhythmus im Blut“ habe. Hier wird rhythmisches Gefühl an der Hautfarbe festgemacht und als angeborene Eigenschaft gedacht. Das ist ein Beispiel für eine Rassenkonstruktion.

Unterschiede, die einen Unterschied machen

W Wenn

- Hasan als einziger aus seiner Clique an der Grenze kontrolliert wird,
- er nach dem Sport im Supermarkt eine Cola kaufen will und die Kassiererin ihn grundlos auffordert, den Inhalt seiner Sporttasche aufs Band zu legen,
- in der Schule „Türkenwitze“ erzählt werden,
- der Sportlehrer behauptet, die Unterschrift der Eltern auf der Entschuldigung sei „getürkt“,

dann haben wir es mit rassistischen Ausdrucksformen zu tun.

B

Beschweren sich Minderheiten über solcherart Stigmatisierung, bekommen sie oft zu hören, sie seien „überempfindlich“ und sähen Gespenster.

A Aber

Menschen mit Rassismuserfahrungen erleben Rassismus anders als Außenstehende!

Melinda und Hasan wären froh, sie selbst sein zu dürfen und nicht gleich einer Gruppe zugeordnet zu werden. Solange es Rassismus gibt, werden sie als „die Anderen“, „die Fremden“ auffallen und immer gefragt werden, woher sie eigentlich kämen, auch wenn sie hier geboren sind und ihre Kinder und Kindeskinde hier aufwachsen.

Warum kann nicht jeder Mensch dort leben, wo er gerade ist?

Warum entscheiden Pass und Aussehen über den Wert der Menschen und ihren Zugang zu Ressourcen?



Über solche Fragen und vermeintlichen Selbstverständlichkeiten müssen wir sprechen, wenn wir die Vision einer gerechteren Welt nicht aufgeben wollen. Diese Vision verträgt sich nicht mit Rassismus.

Impressum

Koblenz 2013

Herausgegeben vom

Informations- und Dokumentationszentrum
für Antirassismuserbeit e. V.
Volmerswerther Str. 20
40221 Düsseldorf
Tel: 02 11 / 15 92 55-5
Fax: 02 11 / 15 92 55-69
Info@IDAEV.de
www.IDAEV.de

Text und Layout: Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismuserbeit e. V.

Mit freundlicher Unterstützung des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend



Druck: Köllen Druck und Verlag GmbH, Bonn

Was heißt eigentlich ...

Rassismus



Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismuserbeit e. V. (IDA)



Melinda – gebürtige Dortmunderin mit einem niederländischen Vater aus Surinam und einer weißen deutschen Mutter – lernt im Kindergarten das Lied „Zehn kleine N****lein“. Weil sie so gut mitgesungen hat, bekommt sie zur Belohnung einen „N****kuss“. Die von der besorgten Mutter angesprochene Erzieherin wundert sich: „Melinda ist doch kein N****, sie ist ein hübsches dunkelhäutiges Mädchen, aber doch kein N****!“ Sie wäre mit dem Lied nicht gemeint, die Kinder würden „so etwas“ nicht damit verbinden, das seien Phantasien der Erwachsenen. „Bei uns spielen solche Sachen keine Rolle, die Kinder haben keine Vorurteile.“

Die Rede von „so etwas“, das sich in Bildern, Liedern und der Alltagssprache findet, drückt ein diffuses Gespür für verwerfliche Handlungen in der Vergangenheit aus, für die wir nicht mehr verantwortlich sein wollen. Rassismus hat in der Tat eine lange Geschichte, die wenig bekannt ist und sich von Land zu Land unterscheidet. Wir wissen zwar, dass Sklaverei, Kolonialismus und Antisemitismus zur Geschichte des Rassismus gehören. Aber was haben wir heute in Deutschland damit zu tun?

Obwohl die politischen Verhältnisse sich grundlegend verändert haben, gibt es auch heute Diskriminierungen mit rassistischem Hintergrund.

Rassenkonstruktion, Minderwertigkeit, Macht

Mit der Konstruktion von „Rassen“ werden gesellschaftliche Verhältnisse naturalisiert, indem vermeintliche oder tatsächliche Körpermerkmale mit Charaktereigenschaften und Handlungen der Menschen so verknüpft werden, dass bestimmte Verhaltensweisen für ein Resultat der Abstammung gehalten werden. Rassenkonstruktionen sind rassistisch, wenn die behaupteten Eigenschaften bewertet bzw. abgewertet werden und die Gruppe, die eine andere Gruppe als „Rasse“ definiert, die Macht hat, ihre Definition durchzusetzen. Es gibt also keine menschlichen „Rassen“, aber es gibt Rassismus.

Rassismus ohne „Rassen“

Heute wird eher von „Kulturen“ als von „Rassen“ gesprochen. Wenn Kultur statisch und unveränderbar gedacht wird, kann sie leicht den Platz von „Rasse“ einnehmen. Das Kulturelle erscheint dann als biologisch vererbt und nicht als Resultat unseres Tuns unter bestimmten geschichtlichen, sozialen, politischen Bedingungen. „Ausländer“ seien demnach nicht eine andere „Rasse“, sondern hätten eine „andere Kultur“.

„Innen“ und „Außen“

Rassismus erzeugt zusätzlich zu der Unterscheidung zwischen „uns“ und „den Anderen“ einen Gegensatz zwischen „Innen“ und „Außen“. Aber „wir“ unterscheiden uns – wie auch „die Anderen“ sich – untereinander:

- in Geld, Wohnung, Arbeit, Gesundheit und der Zahl der Kinder;
- im Alter und im Sprachvermögen;
- es gibt unter uns die Musikalischen, die Sportlichen, die Politikerinnen, die mit Schuhgröße 46, solche mit Ausbildung;
- ●●●

Die Konstruktion eines „Wir“ gegen „die Anderen“ sichert denen, die zum „Wir“ gehören, Privilegien und rechtfertigt den Ausschluss „der Anderen“, die dem „Außen“ zugeordnet werden. Doch auch innerhalb des „Wir“ sind gesellschaftliche Positionen und Ressourcen ungleich verteilt. Dieses „Wir“ verdeckt die Gegensätze und Ausgrenzungsmechanismen unter „uns“ und erschwert Bündnisse, die aufgrund gemeinsamer Interessen und Lebenslagen zwischen „uns“ und „den Anderen“ möglich wären.

“ Wir fordern nicht einfach die Ausdehnung der staatsbürgerlichen und anderer Privilegien auf eine zusätzliche Gruppe, sondern stellen die scheinbar selbstverständliche Regelung des „Dinnen“ und „Draußen“, die Hierarchisierung der Lebensmöglichkeiten durch Rassismus als solche in Frage.“
(Kanak Attak)

Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein

Viele rechtsextreme Gewalttaten werden als rassistisch bezeichnet. Aber rassistisches Denken und Verhalten findet sich auch in der Mitte der Gesellschaft.

Es gibt alltäglichen und institutionellen Rassismus.

Rassenkonstruktionen gehören zum Alltag und werden – oft unbewusst und ungewollt – in den alltäglichen Denk- und Handlungsweisen sowie durch die Alltagskultur neu produziert.

Rassistische Bilder finden sich in:

- Comics,
- Liedern,
- Witzen,
- der alltäglichen Sprache,
- ●●●

Sie sind nicht nur im Kopf, sondern haben Folgen, hängen nicht nur mit einer privaten Einstellung, sondern mit gesellschaftlichen Vorstellungen und Handlungen zusammen, die als normal gelten. So ist es „selbstverständlich“, dass „wir“ mehr Privilegien haben als „die Anderen“. Entweder bemerken wir das nicht oder halten es spontan für gerechtfertigt. Die Ausgrenzung „der Anderen“ kann ein Gefühl von Zugehörigkeit und die Grundlage zur Selbstdefinition bieten. Sie ist ein Versuch, sich in unsicheren Zeiten und bei knappen Ressourcen einen Platz auf Kosten „der Anderen“ zu sichern.